

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebenter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 R., mit freier Postung 5 R. Auf Belimpadter mit ersten Aufsatzen 5 R. und postfrei 6 R. E. M.

Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Wien (Gessing's Buchhandlung) in Ferd. Tomasch's Buchhandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

L e n o r e.

(Beschluss.)

„Schon der folgende Tag trennte mich von ihm. Ferwill blieb, und bald gekand er mir unter den glühendsten Beteuerungen, daß diese Zögerung sein Werk gewesen und von ihm veranstaltet worden sei, um ein paar Tage länger in meiner Nähe weilen und die höchsten, theuersten Wünsche seiner Brust mir noch eröffnen zu können. Wohl erwähnte ich jetzt meines Rudolph gegebenen Wortes. Aber es ward ihm leicht (und welche Macht der Rede stand ihm zu Gebote!), mich zu überzeugen, Rudolph habe sich selbst über seine Gefühle getäuscht, und für Liebe gehalten, was nur Gewohnheit eines zwanglosen geschwätzerlichen Umgangs gewesen. Die Zeit im Bunde mit dem Wechselsel der Erscheinungen in der ihm noch ganz neuen Welt, werde ihn bald genug eines Andern belehren und die leichte Neigung verwischen. Und freilich, wenn ich Rudolphs stille, sanfte Neigung, seine einfach herztliche Sprache mit Ferwill's glühender Leidenschaft, mit der Beredsamkeit verglich, die bald in vergötternden Worten ihren Gegenstand zum Ideal erhob, bald in den höchsten und heiligsten Beteuerungen sich ihm zu eigen schwur — ach! dann mußte ich mir wohl selbst gestehen, daß Rudolph die Liebe nicht gekannt. Ferwill gelobte sich mir durch Ring und Wort. Er versprach, sich schriftlich oder mündlich mit Rudolph zu verständigen. Er schwur mir tausendmal, nur die vollste Gewißheit, mich sein zu nennen, könne ihn bei der bevorstehenden Trennung beruhigen, und ich, ich glaubte, vertraute, opferte mein besseres Selbst, und — ward betrogen.“

„Kaum war Ferwill entfernt, als ich aus meinem Saumel erwachte. Ich begann damit, mich selbst zu verabscheuen. Gibt es, fragte ich mich oft,

einen Liebeszauber, wie uns die alten Mährchen erzählen, so ist er wohl an mir verübt worden; denn wahrlich, nur der Besauberung konnte ich die Leidenschaft vergleichen, die mich so plötzlich und unwiderstehlich ergriffen und fertgerissen hatte. Und als nun seine Briefe an mich gelangten — ich hatte einen Vermittlungspunkt für unsern Briefwechsel ausgemacht — ah! da sank ein Schleiер nach dem andern vor meinen geküssten Willen! Wie schaal und lahl war ihr Inhalt, wie oberflächlich und unbedeutend! — Auf meine Klagen empfing ich ein erniedrigendes Bedauern, oder freche Aufmunterungen zum Frohsinn, zum Lebensgenusse, wie und in welcher Gestalt er sich mir auch darbot, und kühlte, bemitleidende, oberflächliche Tröstungen, oft mit der äußersten Flüchtigkeit auf das Papier geworfen, waren Alles, was von der früheren vergötternden Zärtlichkeit übrig geblieben. Rudolphs fortwährend häufige Briefe mußten mir die Ueberzeugung geben, daß Ferwill nicht daran dachte, sich ihm zu eröffnen. Sie wurden für mich zu einer unaussprechlichen Qual. Diese einem treuen und frommen Herzen entströmenden Worte, voll der zärtlichsten Besorgniß für meine Gesundheit und Gemüthsruhe, diese Ergüsse des redlichsten Vertrauens, der freudigsten Hoffnung, wie zerrissen sie mein Herz! Tausendmal ergriff ich die Feder, ihm Alles zu entdecken, aber ich vermochte es nicht, und hoffte, der Tod werde mir die Schmach ersparen, ihm wieder unter die Augen zu treten; ich hoffte es, denn täglich fühlte ich mehr, wie meine Kräfte der Seelenfolter meines Zustandes erlagen. Ich schrieb längst nicht mehr weder an Ferwill noch an Rudolph, und sah in dumpfer Verzweiflung dem Augenblick entgegen, wo der Tod den fest verchlungenen Knoten lösen müßte; denn eine andere Lösung, fühlte ich wohl, sei unmöglich. Auch hatte ich nicht geirrt. Aber Rudolphs edles, reines Leben ward das Opfer, nicht mein verwirktes Dasein, — und — möge meine Ahnung mich täuschen und nicht sein Tod noch eine Schuld mehr auf mich laden. Ich fühlte bei der Nachricht davon, mit tiefer Selbstverachtung, daß ich nicht würdig sei, ihn zu beweinen.“

„Von Ferwills Rückkunft hoffte, erwartete ich nichts. Ich hatte ihn verloren, da ich ihn als einen ganz Andern kennen gelernt, als den, den ich geliebt. Aber eine unenbliche Angst trieb mich dennoch ihm entgegen, um im ersten Augenblick in seinen Zügen zu lesen, ob Rudolphs Tod sein Werk gewesen. Eine innere Stimme flüsterte mir das fortwährend zu, denn ich fühlte ja, wie sehr er, kam nun Alles zur Sprache, die Rache des Schwerbelidigten hätte zu fürchten gehabt. Auch damit ist es ganz anders gekommen. Aber wenn die Nachricht von seiner schwarzen Treulosigkeit mir anscheinend den Tod gibt, so ist es, weil meine Kraft erschöpft war: die leichte Erschütterung, welche den Wanderer in den Abgrund hinabstürzt, an dessen schroffem Rande er lange matt und ziellos weiter kamm.“

Als wir Lenoren zu Grabe getragen, nahm mich Bolt in sein Kabinett, und hier erfuhr ich erst aus Rudolphs Papieren, welsch ein Grad von Schlechtigkeit in Ferwill mit dem gewinnendsten Aeußern gepaart gewesen, und wünschte Lenoren Glück, daß der Tod ihr die volle Kenntniß davon erspart hatte. Aber noch nicht volle zwei Monden waren verstrichen, da erfuhren wir, daß dieser Nichtswürdige, nachdem er auf den Namen seines Schwiegervaters bedeutende Summen erhoben, sich mit diesen und mit dem reichen Schmucke

seiner j
ihm ge
Zucht
jagt.
erschien
forscht
hörte
vers
er auch
den wi
einige
sen sich
Palaste
machen
des Pa
Stimme
Majest
Thüre
Innen
außerb
sene M
Wenn
so muß
lassen,
Händen
Gr. W
laams
aufrech
schritt
den B
Hände
in der
Gesche
sie schü
Maqu
liegen
sen sa
lich zu
Europ

seiner jungen Gemahlin aus dem Staube gemacht. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Möchte ich es der Hing zum Bagabundenleben, verbunden mit der Furcht vor endlicher Entdeckung, was ihn aufs Neue in die weite Welt jagt. Wir erfuhren späterhin, daß zu jener Zeit, als er zuerst unter uns erschten, die Behörden den Spuren eines äußerst schlaun Betriegers nachgeforscht, der Deutschland unter mehr als einer Maske durchzogen und unerhörte Fälschungen verübt hatte. Wohl mochte er geglaubt haben, kein sicheres Mhl finden zu können, als unter den Fahnen des Befreiungsheeres, wo er auch für den Augenblick jeder Nachforschung entzogen blieb.

Eine Audienz bei dem Könige von Siam.

Nachdem wir ein wenig unterhalb des Palastes angekommen waren, wurden wir von Radsetieh, einem Offiziere der Hausstruppen, empfangen, und einige Maquodahs, die ebenfalls zur Audienz gelassen werden sollten, schlossen sich an uns an. Wir wurden nun nicht in gerader Richtung nach dem Palaste geführt, sondern mußten einen Umweg durch enge, schmutzige Straßen machen, bis wir endlich zu einem großen Schuppen außerhalb der innern Mauer des Palastes gelangten, wo man uns niedersitzen und die für den König bestimmten Geschenke ordnen hieß.

Als dies geschehen war, kündigte man uns an, daß wir jetzt vor Sr. Majestät zu erscheinen hätten; wir gingen vorwärts und gelangten halb zur Thüre der Halle, vor welcher, etwa zwei Fuß von derselben entfernt, nach Innen ein bemalter Chinesischer Glasschirm stand, der dazu diente, daß die außerhalb Stehenden den König nicht sehen sollten. Der zum Eintritt gelassene Raum war so beschränkt, daß jedesmal nur eine Person durch konnte. Wenn Radsetieh, der Hasenkapitän und Andere an dieser Thüre anlangen, so müssen sie, so wie alle Eingeborne des Landes, sich auf die Knie niederslassen, außerhalb drei Salaams oder Verbeugungen machen, und dann auf Händen und Füßen in die Halle kriechen. Gelangen sie auf diese Weise bis zu Sr. Majestät, so fügen sie ihre Hände zusammen und machen drei tiefe Salaams, wobei sie jedesmal mit der Stirn fast den Boden berühren. Ich trat aufrecht durch die Thüre, machte nach europäischer Sitte meine Verbeugung, schritt dann ungefähr fünf Fuß vom Schirme vorwärts, und setzte mich so auf den Boden nieder, daß die Füße nach rückwärts kamen; hierauf fügte ich meine Hände in einander, hielt sie vor das Gesicht und schüttelte sie dann dreimal in der Luft. Als dies geschehen war und Nhya Chulia das Verzeichniß meiner Geschenke vorgelesen hatte, mußte ich abermals meine Hände emporheben und sie schütteln, wobei ich fast der Länge nach auf den Boden gefallen wäre. Die Maquodahs blieben, eben so wie die Siamesen, auf den Knien und Händen liegen, und diese Stellung schien ihnen, da sie auf ihren Schenkeln und Füßen saßen und sich mit den Händen und Ellenbogen stützten, gar nicht beschwerlich zu fallen.

Der König ließ mich durch Nhya Chulia fragen, warum ich nicht nach Europa gegangen sei. Die Antwort war, weil dies meine Geschäfte noch nicht

gestatteten. Der König fragte hierauf, ob ich in Siam viel gewonnen habe, worauf ich erwiderte, daß dies im Anfange wohl der Fall gewesen sei, daß ich aber während der letzten beiden Jahre verloren habe. Phya Chulia machte die Bemerkung, er wage nicht, dem Könige diese Antwort treu zu übersetzen, und sagte daher nur, daß ich Anfangs viel, die letzte Zeit aber weniger gewonnen habe. Der König wollte nun wissen, warum die Amerikaner nicht kämen, um Handel zu treiben. Weil sie den Zuler jetzt in andern Ländern wohlfeiler haben könnten, versetzte ich. Auch diese Antwort wollte Phya Chulia nicht wiedergeben, und begnügte sich daher zu sagen, ich wisse die Ursache nicht anzugeben. Se. Majestät fragte hierauf, wohin denn die Amerikaner Handel trieben; nach allen Theilen der Erde war die Antwort. Die nächste Frage war, ob noch mehrere Engländer sich in Siam niederlassen würden, oder ob ich der einzige sei, dem dies gestattet worden. Wenn hier reichlicher Gewinn zu hoffen sei, erwiderte ich, so würden bald eine Menge kommen. Auch diese Antwort hatte Phya Chulia's Beifall nicht, er berichtete also wie früher, ich wisse es nicht. Se. Majestät fragte nun weiter, was die Europäer von Cochinchina hielten und ob es ein großes Land sei; die Antwort war, die allgemeine Meinung hatte dieses Land zwar für groß, aber nicht für mächtig. Hierauf wollte er ferner wissen, welche Nation die stärkere sei, ob die Cochinchinesen oder die Burmesen; Antwort: die Burmesen. Der König fragte zuletzt noch, warum die Engländer nicht mit Cochinchina Handel trieben, worauf ich erwiderte, daß ich es nicht wisse, aber vermuthete, daß die Produkte dieses Landes auf den englischen Märkten keinen Absatz fänden; die Franzosen handelten gewöhnlich dort.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, um den Audienzsaal genau zu betrachten. Am obern Ende desselben stand ein großer, beiläufig 20 Fuß hoher, unten sehr breiter und nach oben spitz zulaufender Thron; diesem gegenüber befand sich ein anderer kleinerer, doch von derselben Gestalt, und ungefähr im dritten Theile der ganzen Ausdehnung des Saales, von oben nach unten gerechnet, stand ein drei Fuß hoher vergoldeter Tisch, mit Sammtkissen belegt, auf denen der König saß oder vielmehr lag. An einer Seitenthüre zu den Füßen Sr. Majestät befand sich Chow Ka und gegenüber zwei andere Prinzen, sämmtlich am Boden liegend. In der Tiefe des Saales sah man den ersten Minister und nach diesem die übrigen Minister, je nach ihrem Range, in derselben Stellung. Die Geschenke wurden in die Mitte und die Geber unmittelbar hinter dieselben gestellt; der übrige Raum des Saales war mit Beamten geringern Ranges angefüllt. Der König lautete während der ganzen Audienz Betel, und wusch sich zuweilen den Mund mit Thee aus. Ein wenig hinter ihm stand die aufwartende Dienerschaft, größtentheils aus Knaben bestehend, von denen zu jeder Seite Sr. Majestät zwei oder drei stehend ihm mit goldenen Fächern Luft zuwehten. Zu beiden Seiten waren auch mehrere Reihen von weißen Sonnenschirmen aufgespannt, und auf einem Kissen neben dem Könige lag das Staatschwert, ein goldener Spuknapf und eine goldene Betelbüchse.

Se. Majestät ist von kleiner Statur, sehr wohl beleibt, aber von lichter Gesichtsfarbe. Er war in ein gewöhnlich seidenes flammelfches, mit einem lichtbraunen Krepon eingefasstes Gewand gekleidet. Als er aufstand, nahm er

das Sta
vor Gro
Thüre h
drei gro

D
nigs ver
begleitet
Sache h

D
den, vor
tragen,
Von der
modische
schlechte

D
ferorden
mehreren
den die
phanten

Diese bel
aber eig
stens 10

noch viel
14 Fuß
und verg

wendet,
Erniebri
pflegt m
zu schne

F
abzulege
furd, n
Sache w
ober ver
gen einf
fen Ste

D
hüßche
ter bald

M
einen M
nichts z
Bambus
den wur

eine für
sah sich
mittelf

das Staatsſchwert in die Hand, Schritt vorwärts und blieb einige Sekunden vor Chow Fa ſtehen, mit dem er ſprach, und als er umkehrte, und zu der Thüre hinter dem großen Throne hinauszuſehen, machten alle Anweſenden drei große Salaams und ſchwarzten dann laut mit einander.

Die meiſte Zeit der Audienz ging mit dem Herſagen der Titel des Königs verloren. Jede Frage und jede Antwort war von drei großen Salaams begleitet, dann kamen die Titel und hierauf erſt die Antwort, was die ganze Sache höchſt langweilig machte.

Die Halle iſt ein geräumiges Gebäude mit bemalten Pfeilern und Wänden, von ungefähr 90 oder 100 Fuß Länge. Die Pfeiler, welche das Dach tragen, ſind ſehr groß, viereckig, und halten ungefähr 5 Fuß auf jeder Seite. Von der Decke hängen einige ſchlechte hineſſiſche Kronleuchter und mehrere altmobiliſche Verzierungen herab. An den Mauern zwiſchen den Pfeilern hängen ſchlechte Gemälde auf Glas, europäiſche Männer und Weiber vorſtellend.

Der Platz außerhalb iſt, da er mit breiten Steinen gepflaſtert iſt, außerordentlich rein. Der Palaſt nimmt einen großen Raum ein und beſteht aus mehreren abgeſonderten Gebäuden. Nach jeder Audienz iſt es Sitte, dem Fremden die Seltenheiten zu zeigen; den Anfang macht man mit dem weißen Elephanten, der mit einem goldenen Reze über den Kopf und mit einer goldenen Decke behangen vorgeführt wurde. Er wird der weiße Elephant genannt, iſt aber eigentlich von lichtbrauner Farbe, nicht ſehr groß, denn er mißt höchſtens 10 bis 11 Fuß, und hat kleine und ſehr alte Zähne. Außerdem waren noch viele ſchwarze Elephanten da, worunter einige ſehr große von mindestens 14 Fuß Höhe, mit ſechs bis ſieben Fuß langen Fangzähnen, mit goldenen und vergoldeten Ringen geziert. Eine Menge von Verbrechern wird dazu verwendet, um Gras für dieſe Thiere zu mähen, was in Siam für eine große Erniedrigung gilt. Macht irgend Jemand ſich eines Vergehens ſchuldig, ſo pflegt man zu ſagen: Er ſollte verurtheilt werden Gras für die Elephanten zu ſchneiden.

Früher war es Sitte vor dem Eintritte in die Audienzhalle die Schuhe abzulegen; dieſem Gebrauche unterwarf ſich im Jahre 1822 auch Herr Crawford, nur vergaß er anzugeben, wann er ſeine Schuhe wieder anzog. Die Sache war, daß irgend Jemand ihm während der Audienz die Schuhe ſtahl oder verſtekte, was ihm um ſo verdrießlicher ward, weil eben ein ſtarker Regen einſiel, und er nun genöthigt war in ſeinen ſeidenen Strümpfen den weißen Elephanten, die Pagode und die übrigen Merkwürdigkeiten zu beſuchen.

Die nächſte Seltenwürdigkeit, die man uns zeigte, waren drei ſehr hüßliche weiße Affen, die ſich mit einem weißköpfigen Elephanten, der vor ſteter bald ganz weiß werden mußte, in einem Stalle befanden.

Als wir den Palaſt verließen, ſah ich, wie zwei Beamte niedern Ranges einen Mann quälten, der ein Verbrechen geſehen ſollte, von dem er durchaus nichts zu wiſſen behauptete. Der Unglückliche befand ſich mit dem Halſe zwiſchen zwei Bambusſtöcken, die gleich einer Scheere geöffnet waren, die beiden offenen Enden wurden dann zuſammengedrückt, und ſo der Hals des armen Menſchen auf eine fürchterliche Weiſe gepreßt. Eine ähnliche nur kleinere Vorrichtung beſand ſich an einem ſeiner Finger, dann wurden ſeine Füße angebunden und er mittelſt eines um ſeinen Leib geſchlungenen Seiles ſo ſtark nach der andern

Seite gezogen, daß man jeden Augenblick erwartete, ihn in zwei Hälften zerreißen zu sehen. Endlich wendeten die Schergen noch ein Instrument an, das fast einem Ruffnaker ähnlich sah, und aus zwei an dem einen Ende an einander befestigten Stücken Holz bestand, und in der Mitte mit einem kleinen einer Betelnuß ähnlichen vorragenden Holze versehen war; dieses Instrument wurde dem Mann gerade über den Ohren angelegt und zusammengepreßt; er schauerte am ganzen Körper, und der Schmerz, den er erduldet, schien größer zu sein, als die menschliche Natur ihn zu ertragen im Stande ist.

Wir machten nun dem Prinzen Crom:ma: Chebet unsere Aufwartung, von dem wir sehr gut aufgenommen und mit Thee, Süßigkeiten und Früchten bewirthet wurden. Dieser Prinz war in seinem Benehmen sehr kindisch, und die unbedeutendste Kleinigkeit machte ihm das größte Vergnügen. Sein Auzienzsaal ist wie ein Apothekerladen mit Flaschen, Medicinen und Schabladen versehen. Er hielt eben, als wir eintreten, eine Arznei in der Hand, die nach seiner Angabe und unter seinen Augen bereitet worden war. Eine Menge Glaswaaren und ein gläserner Thron für seinen Gott Budy befanden sich an dem einen Ende des Saales; außerdem war er noch mit Leuchtern behangen, von denen besonders einer sehr schön und von Werth war.

Ein kleines drei Jahr altes Mädchen, Lucnoi:nam, oder das schwimmende Kind genannt, machte vieles Aufsehen. Dieses Kind konnte schon schwimmen als es kaum noch ein Jahr alt war, und scheint sich nur dann recht beweglich zu fühlen, wenn es im Wasser ist. Legt man es hinein, so macht es Bewegungen aller Art, schwimmt aber nicht gleich andern Menschen, sondern kugelt sich, ohne die mindeste Anstrengung zu machen, um sich über dem Wasser zu erhalten, zusammen, und scheint so leicht zu sein als Kork. Nimmt man es aus dem Wasser, so schreit es, sträubt sich und strengt alle Kräfte an, um es wieder zu gewinnen. Bringt man es wieder hinein, so ist es vergnügt und kollert sich voller Freude im Wasser umher. Es kann weder gehen noch sprechen; der einzige Laut, den es vorbringt, ist ein gurgelnder Kehl laut, dem eines Erstikenden ähnlich. Die Mutter ist ein hübsches Weib und hat vier Kinder gehabt, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen die beiden erstern bereits gestorben sind und die älteste Tochter jetzt 7 oder 8 Jahre alt ist. Diese letztere schwimmt mit ihrer kleinen Schwester und führt die Aufsicht über sie. Das schwimmende Kind hat auch ein bloßes Gesicht, und bis jetzt noch keine andere Nahrung genossen als die Milch seiner Mutter.

Die keusche Susanna.

Die französische Armee und das schöne Geschlecht haben durch den Tod eines Frauenzimmers aus Calais, dessen eigentlichen Familiennamen man niemals hat ausfindig machen können, das aber unter dem Namen der keuschen Susanne allgemein bekannt war, einen wahrhaften Verlust erlitten. Als im Jahre 1794 der Nationalkonvent erklärte, daß das Vaterland in Gefahr sei, und Frankreichs Söhne zu dessen Vertheidigung aufrief, zog dieses Weib, dasmals ein Mädchen von 14 Jahren, die Uniform an, ging als Tambour unter das Regiment der Freiwilligen in Pas de Calais, und machte die vorzüglich

sten Krie
geben Ze
sich in de
„Auf sei
Zeit dies
ihm über
In Egypt
dahin ih
gehalten
lungen u
verführer
tes dem
gegen un
les wieb
und tapf
legung
Zweikam
und, da
seiner W
neyern.
den Col
sagt, de
die Küste
kann, fü
bei dem
Tambour
weis, u
Zeit an
die Krie
schiedsge
wo der
zum Cr
lais, in
der hund
griff. I
sie schwe
von 54
Rippen
frau vor

Zeit

R
vorigen

ten Kriegszüge der französischen Armee mit. Mehrere empfangene Wunden geben Zeugniß von dem Muth dieser Helbin. Die keusche Susanne gestel sich in der so oft als möglich anzubringenden Erwähnung folgenden Umstandes. „Auf seiner Stirn,“ sagte sie, „las ich, daß er einst Kaiser werden würde.“ Seit diesem Augenblicke faßte sie für Bonaparte die heftigste Liebe, und folgte ihm überall hin; sie war zweimal in Italien, mit in Egypten und in Spanien. In Egypten war es, in diesem heißen Lande, wo die Soldaten, welche bis dahin ihre Geschlecht, ihre Tugend und Tapferkeit in scheinbarer Ehrfurcht zurückgehalten hatten, nachdem alle angewandten Liebeskünste und sonstige Nachstellungen ihrer Tugend vergebens waren, einen gewaltsamen Versuch, sie zu verführen, wagten. Allein der junge Tambour setzte die Spitze seines Schwertes dem verwegenen Ansinnen und den Gewaltversuchen seiner Kameraden entgegen und forderte sie zum Zweikampfe heraus. Wegen der Neuheit des Falles wies die Herausforderung angenommen. Sie schlug sich mit Gewandtheit und tapferem Muth, verwundete ihren Gegner und erhielt eine leichte Verletzung an der Schulter. Der General Kleber, dem dieser sonderbare Zweikampf hinterbracht worden, ließ den weiblichen Tambour vor sich kommen, und, da er sie ebenfalls sehr nett und hübsch fand, hielt er es nicht unter seiner Würde, die schon von seinen Grenadieren gemachten Versuche zu erneuern. Das junge Mädchen widerstand dem General eben so gut, wie sie sagt, den Antrag, seine Epaulettes auf eine Stunde abzulegen und ihr an die Hüfte zu folgen; aber Kleber erachtete sich nicht, wie man wohl denken kann, für verbunden, in dieses Rendezvous einzuwilligen und beschwerte sich bei dem Obergeneral über die nach seiner Meinung ihm von dem weiblichen Tambour zugefügte Beleidigung. Allein Bonaparte gab Kleber einen Beweis, und erklärte, daß er das junge Mädchen in Schutz nehme. Von dieser Zeit an ward ihr der Beinamen der keuschen Susanne gegeben. Sie machte die Kriegszüge in Preußen und Rußland mit, und wohnte der traurigen Abschiedsszene Napoleons zu Fontainebleau bei, woselbst sie in dem Augenblicke, wo der Wagen abfuhr, durch den Anfall eines plötzlichen Nebelbefindens so zum Erstenmale die Schwäche ihres Geschlechts verrieth. Sie kehrte nach Calais, in ihre Geburtsstadt zurück, lebte in tiefer Verborgenheit bis zur Epoche der hundert Tage, wo sie wiederum zu dem Bajonette und dem Schwerdte griff. Ihr letztes Treffen, dem sie beiwohnte, war das bei Waterloo, in dem sie schwer verwundet ward. Sie starb den 9. März zu Calais in einem Alter von 54 Jahren. Der Name des Kaisers war das letzte Wort, welches ihre Lippen aussprachen. Ihre Kameraden hatten ihr auch den Namen: die Jungfrau von Calais, beigelegt.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Im Monat Mai des vorigen Jahres wurde Bengalen durch

einen jener furchtbaren Stürme verheert, welche die Atmosphäre der heißen Zone allein erzeugen kann. Die schrecklichen Wirkungen desselben trafen besonders die Insel Sauggur in

durch den Tod
namen man nie
nen der keuschen
itten. Als im
in Gefahr sei,
eines Weib, das
Tambour unter
die vorzüglich

dem Theile des Ganges, welcher Hougli heißt. Man kann sich einen Begriff machen von den Verheerungen, wenn man vernimmt, daß von dreitausend Personen, die die Ländereien eines gewissen Hrn. Campbell bewohnten, nur 6 oder 700 der Ueberschwemmung, dem Sturz der Bäume, der Häuser und den Blitzkreischen entkommen sind. Ein großer Theil derer, die ihr Leben retteten, waren die Menschen, die unter dem Gewölb und auf dem Dache der Wohnung des Hrn. Campbell einen Zufluchtsort fanden. Sie waren hier über einander aufgehäuft, als sie einen ungeheuren Tiger zu sich hereinkommen sahen, der alle, die ihm im Wege standen, auf die Seite stieß; er hatte den Schwanz zwischen den Beinen und zeigte alle Symptome des Schreckens, den der Sturm ihm verursachte. Man machte diesem neuen Ankömmling Platz, so gut man konnte, er ging bis in das Zimmer, wo der Herr saß, legte sich ohne Umstände in einen Winkel, und rollte sich zusammen wie ein erschrockener Hund, der einen Zufluchtsort gefunden hat. Hr. Campbell stand auf, lud ganz ruhig seine Flinte und tödtete ihn. Auf Martinique haben wir bei einem heftigen Windstoß gerade die nämlichen Umstände gesehen; nur war der gefährliche Gast, der dort mitten unter den Menschen Zuflucht suchte, nicht ein Tiger, sondern eine riesenmäßige Schlange. M.

M a i n z. In Bittschweiler am Oberrhein wurde vor Kurzem ein Selbstmord ziemlich neuer Art begangen. Ein junger Mann, Sohn eines Gutsbesizers, sann, von einer fixen Idee befallen, schon seit einiger Zeit auf das beste Mittel, seinem Leben ein Ende zu machen. Am 19. Juli

fand er sich mehrmals in der Eisengießerei des Herrn Stetelin ein, und schien den Bau des großen Glühofens mit besonderer Aufmerksamkeit zu prüfen. Um 5 Uhr Abends kam er zum letztenmal und sagte zu dem Arbeiter, der gerade Holz in den Ofen schob, bloß die Worte: „Es ist heiß bei euch.“ Kurz darauf nahm er einen Augenblick wahr, wo der Arbeiter sich etwas entfernt hatte, öffnete die Thür und stürzte sich rücklings in die Flammen. Die herbeieilenden Arbeiter vermochten nur einen halbverbrannten Leichnam den Gluthen zu entreißen.

W.

Bordeaux. Am 22. Juli wurde die Leiche eines jungen Menschen, der sich Tags zuvor ertränkt hatte, aus der Garonne gezogen. Dieser Unglückliche schien kaum 20 Jahre alt zu sein; er hatte blonde Haare, und das Gesicht voll Blut. Auf der Morgue ausgestellt, wurde er von mehreren seiner Verwandten und einem seiner Freunde erkannt, den er von dem verzweifelten Entschlusse, sich wegen seines tiefen Elendes und weil er außerehelich erzeugt sei, zu entleiben, leider zu spät in Kenntniß gesetzt hatte. Man hatte noch einen andern Abschiedsbrief an einen seiner Freunde gefunden, worin er sein Elend und seine Leiden mit den grellsten Farben schildert und sich in gottessäckerlichen Aeußerungen gegen die Vorsehung, die ihn bloß zu seiner Qual erschaffen habe, ergießt! K.

M ü n c h e n. Am Sonntag Abend fand man im englischen Garten unter halb Kleinhesselohe einen jungen Maler und seine Geliebte erschossen. Beide Körper waren noch mit Schleiern und Sacktuch zusammengebunden. S.

Beilage: der Schmetterling. Nr. 17.